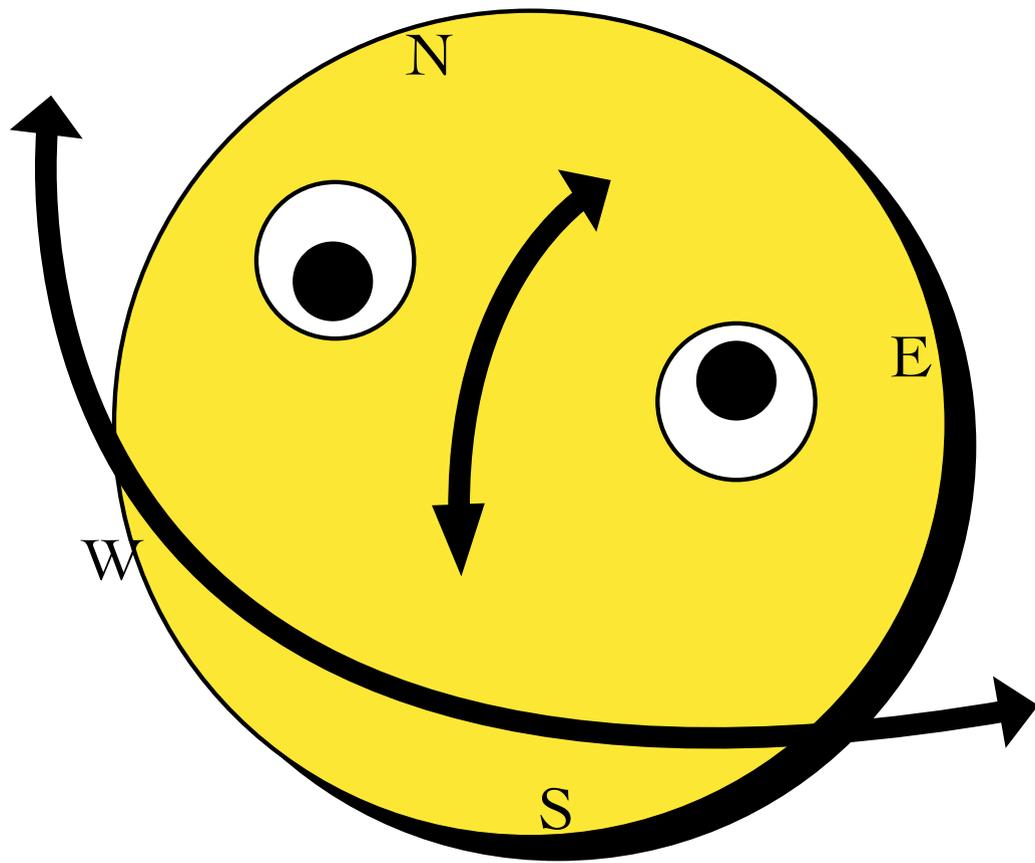


KARUNA KOMPASS

#2 | 2018
Preis: 1,50€
100 % für
Verkäufer_innen



**ZEITUNG
AUS EINER
SOLIDARI-
SCHEN
ZUKUNFT**



Liebe Leser,

die überraschende Einstellung der seit 24 Jahren in Berlin erscheinenden Obdachlosenzeitung »Straßenfeger« führte zu einer Rettungsaktion durch die KARUNA Sozialgenossenschaft, in deren Rahmen wir spontan tausende Exemplare unserer eigenen Zeitung kostenlos für den freien Verkauf zur Verfügung stellten. Was zunächst als schnelle Unterstützungsmaßnahme gedacht war, mündete innerhalb weniger Tage in den kühnen Plan, fortan regelmäßig eine neue Zeitung auf die Straße zu bringen. Keine Obdachlosenzeitung mehr – sondern eine Zeitung für gesellschaftliche Veränderung und eine Zeitung aus einer solidarischen Zukunft. Aber eben auch eine Zeitung, die nach wie vor von Obdachlosen verkauft wird.

Zuspruch bekommen wir von ehemaligen »Straßenfeger«-Verkäufern wie Helmut, Werner und Christine. Letztere »möchte gerade die Welt umarmen, weil ihr jetzt mit uns den KARUNA KOMPASS macht«. Täglich erreichen uns Whatsapp-Nachrichten von der Straße: »Verkauf läuft gut. Habe heute 20 verkauft. Jetzt erstmal Füße hochlegen. Mein Hund auch. Morgen geht's weiter!«

Diese Ausgabe ist nun also die allererste ihrer Art und unserem rastlosen – und von vielen Mitstreitern unterstützten – Redaktionsteam blieben gerade mal ein paar Tage von der Planung bis zum Drucktermin. Perfektion war und ist daher nicht unser Ziel. Stattdessen wollen wir ein lebendiger Titel sein, eine agile Zeitung, die sich permanent verändern darf und soll!

Als Sozialgenossenschaft entwickeln wir aber auch noch andere soziale und innovative Zukunftsprojekte – gemeinsam mit Jugendlichen und einem breiten Bündnis von Menschen aus der Zivilgesellschaft. So arbeiten wir zum Beispiel gerade an einer digitalen Geldbörse für bedürftige Jugendliche oder an Deutschlands erster Buslinie für Obdachlose – lest dazu bitte auch den Artikel ab Seite 28.

In Aldous Huxleys Roman »Eiland« wird den Vögeln der fiktiven Insel Pala beigebracht, das Wort KARUNA zu rufen, um die Inselbewohner täglich an Achtsamkeit und Mitgefühl zu erinnern. Aktives Mitgefühl statt passivem Mitleid brauchen wir – und das von den unterschiedlichsten Menschen: von Kindern, Theoretikern, Künstlern, Aktivisten, Ingenieuren, Lehrern, Jugendlichen, Wissenschaftlern, Senioren und Obdachlosen. Lasst uns alle zusammen darüber nachdenken, in welcher Welt und in welchem Berlin wir morgen leben wollen!

**Eure Redaktion des
KARUNA KOMPASS**

PS: Kontaktiert uns unbedingt, wenn Ihr Feedback habt oder mitmachen wollt! Schreibt uns entweder an kompas@karuna.family oder besucht uns in unserem KARUNA Café Pavillon am Boxhagener Platz (Grünberger Straße Ecke Gärtnerstraße)!

IMPRESSUM

Herausgeber:
KARUNA eG
Hausotterstr. 49
13409 Berlin

KARUNA Vorstandsvorsitzender:
JOERG RICHERT
Genossenschaftsregister GuR 821 B
Amtsgericht Berlin-Charlottenburg
joerg.richert@karuna.family
Tel.: +49 177 221 84 32

Redaktionsleitung für diese Ausgabe:
LEA IRMISCH
lea.irmisch@karuna.family

Kreativdirektion für diese Ausgabe:
NINA RAFTOPOULO
nina@independent-connectors.com

Design:
ILYA FOX

Texte:
ANDREAS DUELLICK
LUISE GIGGEL
LEA IRMISCH
JOERG RICHERT
SOPHIE ROEDER
CHRISTIAN KASPAR SCHWARM

Cover Illustration:
CHRISTOPH NIEMANN

Fotografen dieser Ausgabe:
JANA GERBERDING
KEVIN MCELVANEY

Bildredaktion:
AMY BINDING
amy@independent-connectors.com

Anzeigenleitung:
SANDRA GEHRER
sandra@independent-connectors.com

Korrektorat:
CHRISTINE EMMING

Druck:
BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH

Ohne die ehrenamtliche Unterstützung
der **Independent Connectors GmbH**
wäre diese Zeitung nicht entstanden.

VERTRIEB:
HELMUT CLADDERS
+49 176 20 35 58 16
HCLADDERS@WEB.DE

SOLIDARITÄT

06 - 07

WOHNRAUM

08 - 10

ZIVILCOURAGE

12 - 15

**KAPITALISMUS
KONSTRUKTIV**

16 - 21

**SMARTCARDS +
SUPERMARKETE**

22 - 27

**FROM SPACE TO
CALIFORNIA
TO THE STREETS
OF BERLIN**

28 - 29

**»BUERGER, DENKEN
WIR AN JENES
GRUNDPRINZIP
DER INTERNATIONALE:
DIE SOLIDARITAET« KARL MARX**

SOLIDARITAET

»Solidarität« ist zu einem Schlagwort geworden, das kaum auf seinen Gehalt hin reflektiert wird. Wenn wir das Solidaritätsverständnis von Linken und Rechten gegenüberstellen, wird schnell klar, dass Solidarität nicht nur unterschiedlich begriffen wird, sondern auch mit überzogenen Erwartungen verknüpft werden kann.

In der Soziologie unterschied Emile Durkheim zwischen mechanischer Solidarität, die auf vorgegebenen, gemeinsamen Merkmalen einer Gruppe beruht – zum Beispiel »WIR ARBEITER«, »WIR FRAUEN«, »WIR DEUTSCHE« – und auf organischer Solidarität, deren Basis das Aufeinander-Angewiesensein ist.

Der Soziologe Alfred Vierkandt definierte Solidarität folgendermaßen: »Solidarität ist die Gesinnung einer Gemeinschaft mit starker innerer Verbundenheit«. Und: »Solidarität ist das Zusammengehörigkeitsgefühl, das praktisch werden kann und soll.«

Solidarität ist das Zugehörigkeitsgefühl, das praktisch werden kann und soll.

So wie sich gerade die 21jährige schwedische Studentin Elin Ersson in einem Flug nach Istanbul mit einem ihr bis dahin fremden Mann, der nach Afghanistan abgeschoben werden sollte, solidarisch zeigte: »Lasst den 52-jährigen Mann von Bord. In Afghanistan herrscht Krieg. Wenn er dahin kommt, wird er höchstwahrscheinlich getötet. Ich versuche, sein Leben zu retten.« Sie bat andere Passagiere, sich mit ihr zu solidarisieren und auch aufzustehen. »Solange wir stehen, darf das Flugzeug nicht starten.« Die ersten erhoben sich von ihren Sitzen, bis hin zu einer ganzen Fußballmannschaft. Nach zwei Stunden ihres Protestes, den Ersson mit dem Handy filmte und auf Facebook live ausstrahlte, wurde die Abschiebung abgebrochen. Der Afghane und Elin Ersson konnten das Flugzeug verlassen. Auch wenn der Mann wieder in Gewahrsam genommen wurde, ist seine Abschiebung öffentlich geworden und löste weltweit eine Reihe von Solidaritätsbekundungen aus.

Sieh dir das Video von Elin Ersson an!



RITAEET?

**»WE MUST SPEAK
OUR MINDS OPENLY,
DEBATE OUR
DISAGREEMENTS
HONESTLY, BUT
ALWAYS PURSUE
SOLIDARITY« DONALD TRUMP**

WOHNRAUM

The BLOCK Project ist eine innovative Idee zur Bekämpfung von Wohnungslosigkeit.

Text: Luise Giggel

»YES IN MY
BACKYARD«

Trotz zahlreicher Hilfseinrichtungen leben in Berlin mehrere tausend Menschen auf der Straße oder haben keinen festen Wohnsitz. Noch dramatischer ist die Situation in den USA, zum Beispiel in Seattle an der Westküste, wo schätzungsweise 8.000 von etwa 725.000 Einwohnern auf der Straße leben. Dort entstand im letzten Jahr ein Modell-Projekt, das auch für Deutschland und Berlin zum Vorbild werden kann.

»The BLOCK Project« heißt das von der Organisation »Facing Homelessness« entwickelte Konzept, das Obdachlosen einen Ausweg aus der Wohnungslosigkeit bieten will. Die Idee ist so einfach wie wirkungsvoll: Kleine Holzhäuser werden in Innenhöfe und Gärten gebaut, um denen ein Zuhause zu schenken, die keines haben. Eines davon in jeden Wohnblock von Seattle, damit irgendwann einmal niemand mehr auf der

Straße schlafen muss. Die Initiatorin und Architektin Jenn LaFreniere und ihr Vater Rex Hohlbein legen dabei nicht nur besonderen Wert auf Nachhaltigkeit – alle Block-Häuser funktionieren ausschließlich mit Solarzellen und Regenwasser – sondern auch auf das Design der Domizile, die vor allem eines sein sollen: mehr als nur ein Dach über dem Kopf! Auf rund 12 Quadratmetern bieten die viereckigen Holzblöcke Küche, Badezimmer, Bett, Schrank und eine überdachte Mini-Veranda.

Fast noch wichtiger aber: Durch die Position im Garten eines Grundstücks werden die Bewohner der Blocks sofort in die Nachbarschaft integriert und nehmen wieder am gesellschaftlichen Zusammenleben teil. Daher ist es entscheidend, dass die »alten« und die »neuen« Nachbarn gut zusammenpassen. Die ganze Idee versteht



Foto: Rex Hohlbein



Fotos: Rex Hohlbein

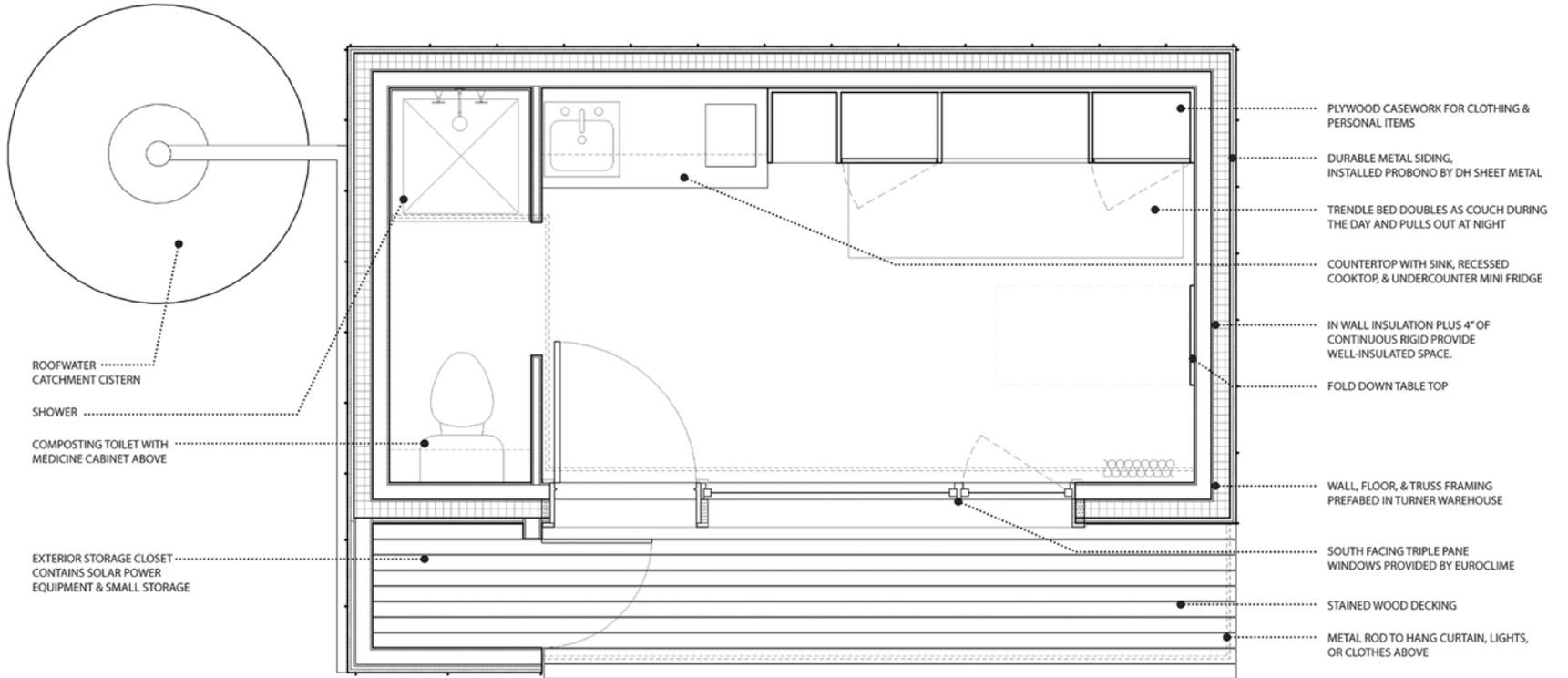


Foto: Rex Hohlbein

sich als eine Art Gegenbewegung zu der in den USA verbreiteten Haltung »Not in my backyard« (zu Deutsch: »Nicht in meinem Hinterhof«), mit der insbesondere vermeintlich unerwünschte Personen wie zum Beispiel Obdachlose oder Geflüchtete des Ortes verwiesen werden sollen. Verantwortungsbewusste Amerikaner machten daraus deshalb die positive Aussage »Yes in my backyard«, die einladend und integrierend wirkt.

Gerade Berlin könnte ein solches Projekt gut gebrauchen: Schließlich müssten hier allein im Jahr 2018 400.000 neue Wohnungen gebaut werden, um der nach wie vor stetig steigenden Nachfrage nach Wohnraum gerecht zu werden – tatsächlich entstehen in diesem Jahr aber nur etwa 250.000 Wohnungen. Obendrein werden die meisten Neubauten als Eigentumswohnungen geplant und realisiert, was die Situation zusätzlich drastisch verschärft. Warum nicht noch mehr gebaut wird? Weil es kaum mehr möglich ist, an geeignete Baugrundstücke zu kommen, auf denen günstiger Wohnraum entstehen kann. Ein Konzept wie das aus Seattle könnte also tatsächlich helfen, die Lage in unserer Stadt entscheidend zu verbessern: Schließlich müssen für die kleinen Häuser keine neuen Grundstücke gefunden und erschlossen werden. Und die soziale Reintegration der betroffenen Obdachlosen erfolgt schon fast »nebenbei«.

Erste Erfolgsgeschichten aus Seattle gibt es schon und viele weitere werden folgen: Dieses Jahr noch sollen 20 neue Block-Häuser gebaut werden und ab 2019 sogar rund 100 pro Jahr. Auf Basis der gemachten Erfahrungen wird eine Art »kopierbare« Anleitung entstehen – mit allen notwendigen Schritten zur Realisierung eines solchen Projekts. So können dann auch weitere Städte dem guten Beispiel folgen und vielleicht ja sogar Berlin? Wäre es nicht großartig, wenn sich womöglich in Zehlendorf, Grunewald, Pankow oder Schöneberg Menschen fänden, die analog zu ihren amerikanischen Vorreitern erklären: »Gern in unserem Kiez – und gern in unserem Garten!«?



Wir arbeiten an Städten für morgen und für alle.

QUERDENKEN

1. Nach einem langen Tag hat man einen ...
2. Ich kenne meine Stadt wie das Innere meiner ...
3. Ein Brötchen in Berlin heißt ...
4. Etwas auf die ... schieben.
5. Der ... hat 24 h geöffnet.
6. Eine schnelle Körperpflege nennt man auch ...

1. Ä R H U G R

2. S A C

3. H P

4. N G K

5. Ä

6. Z W H

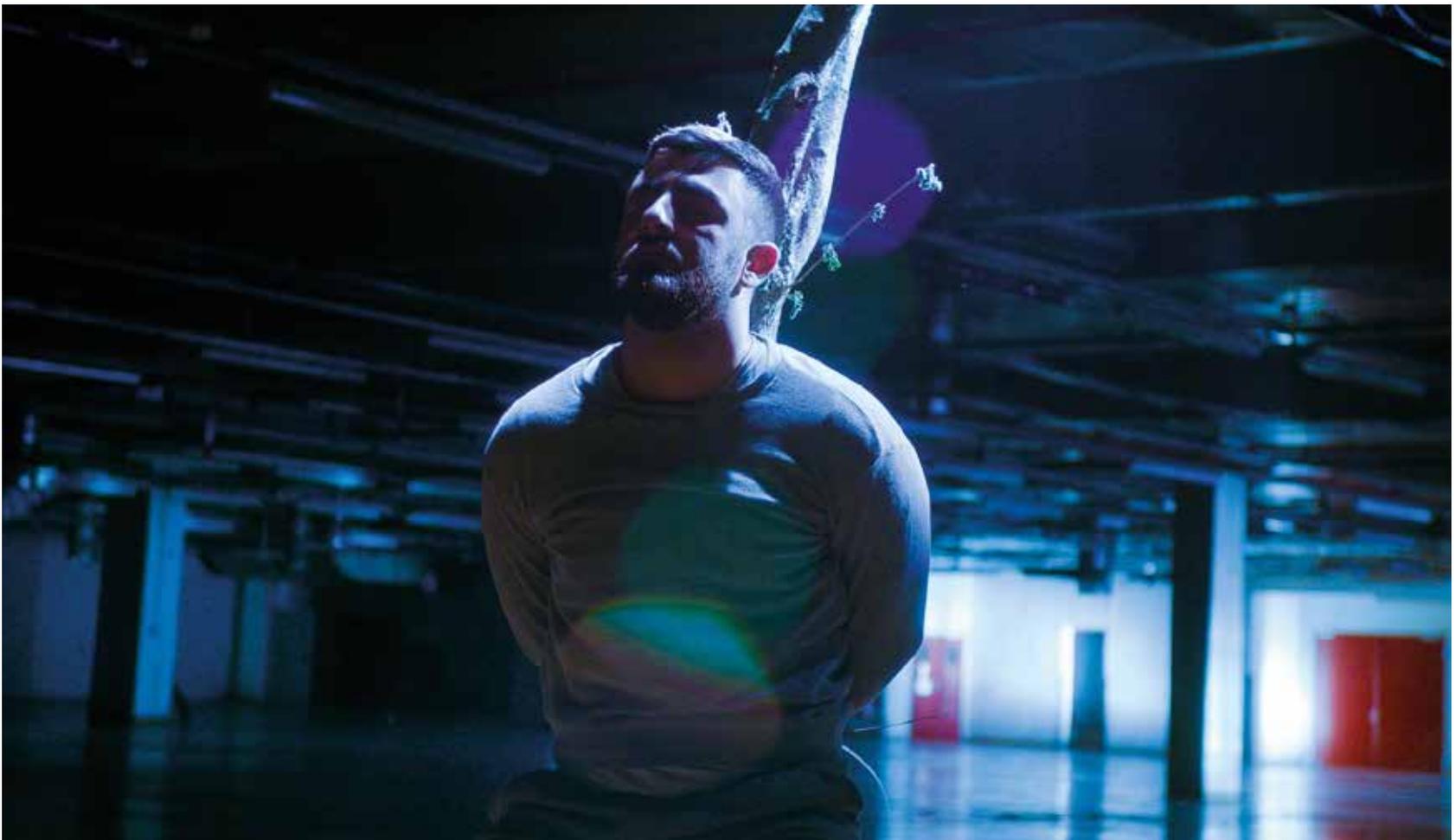
Uns verbindet mehr, als ihr denkt.

Arup wünscht dem Karuna Kompass viel Erfolg.

ZIVILCOURAGE

Noch bis zum 09. September 2018 läuft die 10. Berlin Biennale – nicht zu verwechseln übrigens mit der »Berlinale«. Letztere ist ein Filmfestival, während die Berlin Biennale ganz im Zeichen der zeitgenössischen Kunst steht. Alle zwei Jahre entscheidet sich ein Team aus Kuratoren zuerst für ein Motto und dann für eine Reihe von Künstlerinnen und Künstlern, deren Werke dann schließlich an mehreren Orten in der Stadt gezeigt werden. Der diesjährige Biennale-

Titel lautet »We don't need another hero« (auf Deutsch: Noch einen Helden brauchen wir nicht«) – entsprechend politisch gibt sich die Ausstellung. Eines ihrer Highlights ist mit Sicherheit die Filmarbeit »AGAIN – NOCH EINMAL«, die vom Künstler Mario Pfeifer produziert wurde. Mario wurde 1981 in Dresden geboren und lebt heute mit seiner Familie in Kreuzberg. Wir haben Mario ein paar Fragen zu seinem Film gestellt.





Mario Pfeifer, Again / Noch Einmal (video still), 2018.
© Mario Pfeifer Studio & KOW, Berlin

1.
Mario, du beschäftigst dich mit der realen Geschichte eines jungen Irakers, der 2016 nach Deutschland geflüchtet ist und in einem sächsischen Dorf nach einem Vorfall in einem Supermarkt von vier Männern beschimpft, geprügelt und an einen Baum gefesselt wurde. Das Ganze ging durch die Presse und wurde auch vor Gericht verhandelt. Warum hast du diesen Fall für diesen Film noch einmal aufgegriffen?

Der Fall hat, denke ich, eine hohe Symbolkraft, und er ist sicherlich dem einen oder anderen bekannt. Deutschland und ganz Europa ringen mit der Frage, was Asyl- und Flüchtlingshilfe heute bedeutet. An dieser Frage spalten sich das Land und seine Einwohner. Der Fall, der in einem ländlichen Raum in Ostdeutschland auftrat, offenbart zahlreiche weitere Problematiken wie beispielsweise die Flüchtlingsbetreuung, Lokal- und Bundespolitik, medizinische Versorgung von Asylsuchenden bis hin zur Einstellung des Verfahrens durch die sächsische Justiz aufgrund mangelnden Interesses der Öffentlichkeit. Das führte zu drastischen Fehlinterpretationen wie dieser: Das Engagement der vier Männer, die den irakischen Kurden an den Baum fesselten, wurde als Zivilcourage gefeiert. An dieser Stelle sollte auch erwähnt werden, dass der Kurde Monate später im Tharandter Wald tot aufgefunden wurde – erfroren – wie die

Obduktion ergab. Eine Woche nach dem Fund der Leiche begann der Prozess, der nicht länger als vier Stunden andauerte. Es gab keine weiteren Klagen; die Zivilgesellschaft hatte scheinbar wirklich das Interesse verloren.

Ich denke, man sollte Begriffe wie Zivilcourage und Selbstjustiz wieder stärker öffentlich diskutieren. Wann sprechen wir von Zivilcourage und wann von Selbstjustiz? Zudem eignet sich der Fall auch zur Überprüfung dieser Fragen: Wie widmen sich Journalismus, Berichterstattungen verschiedener Plattformen einem solch komplexen Fall, der ursprünglich als Youtube-Video erst für öffentliches Aufsehen sorgte »und eine emotionale Lawine auslöste«, wie es der zuständige Richter einmal beschrieb?

Abschließend ist zu sagen, dass ich als Künstler Arbeiten entwerfe, die den gesellschaftlichen Herausforderungen gerecht werden möchten und Thematiken aufgreifen, die Menschen bewegen und aktiv handeln lassen. In dem beschriebenen Fall handelten Menschen unter Anwendung von Gewalt und Freiheitsberaubung, was von der Justiz weder gedeckt noch verurteilt wurde. Die Zivilgesellschaft sollte sich aber zumindest eine Meinung dazu bilden, wenn die Justiz eine Einschätzung ablehnt. Dafür kann ein Kunstwerk, auch durch seine lange Haltbarkeit, einen Anstoß geben, für heutige und zukünftige Generationen.

2.

Dein Film greift vereinzelt auch auf dokumentarische Aufnahmen zurück – vor allem aber hast du die Szenen im Supermarkt in einer Art Filmstudio nachgestellt und setzt dabei auch auf die wirkungsvolle Unterstützung zweier bekannter Schauspieler?

Wir sprechen in der Kunst- und Filmgeschichte von einem »Reenactment«, einer Wiederaufführung. Dazu wurde ein Filmset gebaut, das dem realen Supermarkt recht nahekommt, aber die Möglichkeit der abstrakten, universalen Betrachtung bietet. Zugleich gibt es Schauspieler und Komparsen, die den Ablauf des Falls nachspielen, zugleich Varianten spielen, die die Frage aufwerfen: Wie hätte etwas sein können, wenn diese Person hier gestanden hätte usw. Wir arbeiten mit drei synchronisierten Kameras, welche die Aktivitäten aus verschiedenen Perspektiven aufnehmen. Wir stiften Verunsicherungen, geben Sicherheit, hinterfragen. Wir bewegen uns also in einem ästhetischen Raum auf der Suche nach den moralischen und ethischen Richtlinien einer offenen Gesellschaft. Die Suche bedeutet für mich als Künstler, dass ich das Ergebnis nicht kenne, sondern mich dem annähere, was als Wahrheit, als das Richtige in den Raum gestellt, jedoch auch das Falsche sein könnte. Teil der Filmarbeit »Again« ist auch eine Gruppe aus zehn Bürgern, die unsere Filmproduktion live begleitet haben.

Sie geben im Anschluss an das Reenactment ihre Sicht der Dinge wieder. Dabei greifen sie auf persönliche Lebenserfahrungen zurück, berichten davon, wie sie selber einmal ihre Heimat verlassen, eine Zukunft in Ost- oder Westdeutschland gesucht haben, für diesen Fluchtversuch mehrere Jahre in einem Gefängnis saßen. Die Gründe der Migration mögen sehr verschieden sein. Die Erfahrung, als »Fremdkörper wahrgenommen zu werden«, ist dagegen besonders aufschlussreich. Ich denke, dass Menschen mit solchen Erfahrungen viel stärker in die Debatten nach Lösungsansätzen für gesellschaftliche Bruchstellen einbezogen werden sollten. Gleichsam bringen die hervorragenden Schauspieler Dennenesch Zoudé und Mark Waschke extreme Dynamik in das Projekt, sowohl künstlerisch wie politisch. Ihrem Engagement ist letztlich auch die große Sichtbarkeit des Projektes mit zu verdanken.

Entscheidend ist der Prozess, wie wir miteinander eine Debatte führen können, die verschiedene Meinungen und Haltungen zulässt und gleichzeitig Ausgrenzung, Gewalt und Herabwürdigung in die Schranken weist. Den Ursachen für Gewaltanwendung, egal, gegen wen oder wo – ob in einem öffentlichen Supermarkt oder im ÖPNV – sollten wir uns aber alle annehmen.

MARK (CONT'D)
Wissen Sie was ich von Ihnen will?

DENNENESCH CLOSE UP IN KAMERA
Zivilcourage.

Parallelschnitt auf Bürgerjury.

MARK
Woher kommt das eigentlich?

DENNENESCH
Otto von Bismarck. 1864. Er sagte es zu einem Verwandten im Parlament, der ihm die Unterstützung versagte.

MARK
Es bedeutet den Mut zu haben, für seine Meinung auch Nachteile in Kauf zu nehmen. Kurz gesagt: Bürgermut.

DENNENESCH
Das Gegenteil davon wäre dann Staatsangst?

MARK
Na ja, ja, vielleicht. Staatsmacht ist so abstrakt. Wer kennt schon Frau Merkel persönlich?



Mario Pfeifer, *Again* / Noch Einmal (video still), 2018.
© Mario Pfeifer Studio & KOW, Berlin

4.

Deine Filme werden in Museen gezeigt. Wo liegt der Unterschied zwischen einem experimentellen Dokumentarfilm, der fürs Kino oder Fernsehen gemacht wird und einem Film, der als »Kunst« gilt und in Galerien verkauft wird?

Räume der Kunst – Museen, Galerien oder andere Ausstellungsorte – sind natürlich freier in der Art und Weise, mit einem »Kunstfilm« umzugehen, als es ein Kino oder das Fernsehen sein könnte. Ebenso sind die Publika ein wenig anders. Im Kino- und Fernsehen stehen meist Zuschauerzahlen und Quoten im Vordergrund, in der Kunst dagegen die Radikalität einer Arbeit. In meinen Arbeiten geht es aber sicherlich auch darum, in beiden Formaten ein innovatives, ein auf aktuelle Gesellschaftsdebatten ausgerichtetes Projekt zu präsentieren, das verschiedene Publika anspricht, um gemeinsam über unser gesellschaftliches Miteinander ins Gespräch zu kommen.

5.

Was würdest du Freunden raten, die wie du in Berlin leben und sich für zeitgenössische Kunst interessieren, aber noch keinen eigenen Zugang zu dieser Welt gefunden haben? Vielen erscheint die Kunstwelt als abgehoben oder sogar als abgeschottet ...

Ich würde ihnen empfehlen, die 10. Berlin Biennale ausgiebig zu besuchen. Es scheint mir ein wunderbarer Moment zu sein, sich in das unsichere Terrain von zeitgenössischer Kunst zu begeben: fühlen – denken – träumen – handeln.



In Berlin Mitte verkauft das Modelabel »People« seit diesem Sommer Kleidung zu horrenden Preisen. Eine Hose aus der aktuellen Kollektion kostet 140 Euro. Für eine Faux-Fur-Jacke muss man stolze 230 Euro hinblättern.

Der Unterschied zu ähnlich hochpreisigen Boutiquen aus der Nachbarschaft ist der, dass die Designer von People Berlin ehemalige Straßenkinder sind. Unter der Leitung von Eva Sichelstiel, Ayleen Meissner und Cornelia Zoller entwerfen Jugendliche im Alter zwischen 13 und 27 Jahren Mode aus nachhaltigen Stoffen, die sie selbst in Handarbeit verarbeiten.

KAPITAL KONSTI

Die aktuelle Kollektion »Unlike You« könnt ihr im People Store in den Hackeschen Höfen kaufen. Die Erlöse fließen zu 100 % zurück in das Projekt.

Fotos: **Jana Gerberding**

Assistenz: **Hannes Meier, Kathrin Leisch**

Makeup: **Eva Diekhoff**

Hair: **Gregor Makris**

Models: **Ella (Girls Club), Sarah (Viva Models)**





**LISMIUS
RUKTIV**

it's soft, hard, loud and gentle.
it's brave, angry, searching.
it's visible.
like you, still different.
edition 3 - unlike you

IDEA | ICH ZEIGE, DASS ICH
ANDERS BIN!

NEBI, 18

PRICE 140€

~~SMALL~~
MEDIUM
LARGE

AUT
AGGRESSION
VERGESSEN
ACHTERBAHN DER GEFÜHLE
REGELBRUCH
FREIHEIT SUCHEN
AUSRECHEN
VERZEIFLUNG
KEINER HAT MITBEKOMMEN
TUNEN
EISAM
KEINER SCHE'SICH UM MICH
UNSIHTBAR
UT
ABISEND
ICH MAG ICH NICHT
TRIME
ICH HAE EUCH
ADRIALIN
MACHTSIGKEIT
ECHTLIEBE ?
SCIEIEN
UNLIEBT
SYSTEMPRENGER
CHAENLOS
ABGEUMPFT
ICH FUE NICHTS
GIB NIE DIE OFFNUNG AUF

edition 3

unlike you

it's soft, hard, loud and gentle.
it's brave, angry, searching.
it's visible.

like you, still different.

edition 3 - unlike you

IDEA "UM GESEHEN ZU
WERDEN, MUSS MAN
NICHT IMMER LAUT
SEIN."

Bicchi, 18

~~SMALL~~

MEDIUM

~~LARGE~~

PRICE

120 €



SMARTCARDS + SUPERMÄRKTE

Kilian Kleinschmidt, Schlagwörter wie »Flüchtlingskrise« beherrschen unseren Alltag. Handelt es sich tatsächlich um eine Krise?

Kilian Kleinschmidt: Wenn sich etwas verändert, empfindet man das immer als ein Problem. Wir machen es in unseren Köpfen zu einer Krise und in unserer Berichterstattung. Im Grunde ist es ja keine Krise, selbst wenn eine Million Menschen nach Europa kommt – wie es 2015 geschehen ist. Auch jetzt, wo nur etwa 100.000 Menschen mit irregulären Mitteln nach Europa kommen, wird uns das von den Politikern immer noch als Krise verkauft. Im Jahr kommen 220 Millionen Touristen aus allen möglichen Ländern zu uns. Das sind zwar keine Menschen, die sich bei uns niederlassen wollen, aber diese 220 Millionen verarbeiten wir logistisch. Der Frankfurter Flughafen fertigt täglich tausende Reisende an einem Tag ab, große Festivals bewältigen ebenfalls immens viele Menschen. Aber wir – Europa und Deutschland – haben es nicht geschafft, mit einer Million geflüchteter Menschen logistisch umzugehen. Wir haben sie nicht einmal erfasst. Das hat einigen Menschen Angst gemacht.

Sie haben mehr als 25 Jahre in den schlimmsten Krisenregionen der Welt gearbeitet und gelebt. Unter anderem leiteten Sie das Flüchtlingslager Zaatari mit 100.000 Bewohnern an der syrisch-jordanischen Grenze. Was macht Flucht mit den Menschen?

Natürlich ist jede erzwungene Flucht ein Riesenschok für die Betroffenen. Flucht wird ja nicht nur durch Kriege ausgelöst, sondern durch extreme Armut, durch Sklaverei und Ausbeutung und zunehmend durch den Klimawandel. Flucht entsteht aus der Verweigerung von Menschenrechten. Jemand, der nicht viel hat und mit Gewalt vertrieben wird, der wird zunächst einmal an sich selbst denken müssen – es geht ums pure Überleben. Deswegen ist eines der großen Themen: Wie kann ich Menschen in ihrer Identität bestätigen und dadurch auch wieder einen Sinn für Gemeinschaft aufbauen?

Kilian Kleinschmidt leitete eines der größten Flüchtlingslager der Welt. Klassische humanitäre Flüchtlingsarbeit hält er für den falschen Weg. Manche bezeichnen ihn gar als »humanitarian disruptor« – also als einen humanitären Revolutionär – weil er das System und das dahinterliegende »Businessmodell« von Wohlfahrt infrage stellt.

Interview: Andreas Düllick

Kevin McElvaney, Selbstporträt des syrischen Flüchtlings Zakaria auf einem Beiboot auf dem Weg zur griechischen Insel Chios. Er kehrte nach Syrien zurück, um seine Familie zu unterstützen (aus der Serie »#REFUGEECAMERAS«), 2016



In Ihrem Buch »Weil es um die Menschen geht – Als Krisenhelfer an den Brennpunkten der Welt« schildern Sie auch aggressive Reaktionen der Menschen im Lager Zaatari an der syrisch-jordanischen Grenze: Bewohner zerstörten Infrastruktur, warfen Steine. Auch in Deutschland kam es in völlig überfüllten Aufnahmelagern immer wieder zu Gewalt ...

Es besteht natürlich ein sehr großer Unterschied zwischen einem Lager wie Zaatari und Flüchtlingsunterkünften in Deutschland. Weil wir verhindert haben, dass die Menschen legal nach Deutschland kommen – viele kamen selbstorganisiert, mit Schleppern – sind es oft Einzelpersonen, keine Familienverbände. Das betrifft etwa die Hälfte der Geflüchteten und das bedeutet Stress. Dazu kommt die Frage: Was passiert hier? Kann ich bleiben oder nicht? Das bringt Unsicherheit. Und trifft vor allem viele Männer hart. Häusliche Gewalt wird zum Thema, weil sich diese Männer, die aus Männergesellschaften kommen, hier wertlos fühlen. Ihr Selbstwertgefühl zerbricht, weil sie denken: »Ich kann meine Familie nicht ernähren, ich darf nicht arbeiten, ich habe keinerlei Wert für die Gesellschaft.« Das setzt diese Menschen unheimlich unter Druck. Wenn ich nichts wert bin und mich nicht stark fühle, dann werde ich aggressiv.

Was ist die Alternative?

In Zaatari haben wir Supermärkte eingerichtet, wo die Menschen mit sogenannten Smartcards einkaufen konnten. Sie gingen mit einem Einkaufswagen in einen Supermarkt und suchten sich aus, was sie essen möchten. Menschen, die für sich selbst verantwortlich sein sollen und es auch wollen, muss man genau das ermöglichen. Und das ist heutzutage eigentlich ganz einfach. Doch die traditionelle Flüchtlingshilfe, wie wir sie bisher gestalten – ob in Deutschland, in Jordanien oder im Kongo –, ist eine reine Vermassung von Menschen. Viele Flüchtende vermeiden, in Massenunterkünften zu kommen. Nur zehn Prozent der Flüchtenden auf der Welt leben in Lagern. Selbst unter größten Schwierigkeiten versuchen sie, irgendwo in der Bevölkerung unterzukommen. In den Lagern erleben wir oft, dass die Geflüchteten versuchen, aus dem Zwang auszubrechen, genau das Gleiche zu essen wie 99.999 andere Menschen oder die gleichen gespendeten Schuhe anzuziehen. Alle tragen die gleichen Schuhe. Da ist kein Raum für Individualität. Deshalb versuchen viele, die Schuhe wieder zu verkaufen, um sich dann Schuhe nach ihrem Geschmack zu besorgen. Das sind Reflexe, die ich immer wieder beobachte. Wir können das anders machen heute.



**»WEIL ES UM DIE
MENSCHEN GEHT«**

»WENN ALLE DIE
GLEICHEN SCHUHE
TRAGEN, GIBT ES
KEINEN RAUM FÜR
INDIVIDUALITÄT«



Foto: US State Department

Warum wird es dann so wenig gemacht?

Wir haben so ein Schema im Kopf: Ein Flüchtling ist abhängig von Almosen. Das ist unter anderem durch die Care-Paket-Mentalität nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Wir setzen Solidarität mit Almosen gleich. Davon müssen wir wegkommen. Es ist entwürdigend. Auf dem klügsten Poster, welches das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen UNHCR jemals produziert hat, stand: »Einstein was a refugee!« War Einstein abhängig von irgendwelchen Almosen? Nein. Aber er war abhängig davon, einen Platz zu finden, an dem er weiter denken und forschen konnte und so wollen die meisten nur ihre Würde und Menschlichkeit wiederfinden – und dazu gehört es, sich selbst versorgen und arbeiten zu können.

Sie halten Zahlen, Statistik und Logistik für Instrumente der Entmenschlichung?

Man spricht in der Katastrophenhilfe tatsächlich von der »Einheit Mensch«. Und das muss ich dann als Logistiker übersetzen: Wieviel Wasser, wieviel Nahrung, wie viele Medikamente, wie viele Toiletten benötige ich? Es gibt die Tendenz, diese Terminologie beizubehalten. Habe ich erst einmal die ersten Leben gerettet, denke ich nur noch sehr wenig darüber nach, dass ich es ja eigentlich mit Menschen zu tun habe, mit Individuen, Persönlichkeiten.

War es denn möglich, ein Riesenlager wie Zaatari effektiv zu verwalten und dabei menschlich zu bleiben?

Ich habe in Zaatari begriffen, dass beispielsweise das Stehlen von Baumaterial kein Diebstahl war, sondern eine Privatisierung. Es ging um Individualität: Ich will keine Gemeinschaftstoilette, deshalb nehme ich mir Material und baue mir daraus eine private Toilette. So wurden Zementblöcke und Ziegel »privatisiert« und daraus 14.000 Privatklos gebaut. Unser Ansatz war falsch – die Leute haben keinen Bock, zusammen auf die Toilette zu gehen. Man muss sie also zunächst einmal gewähren lassen, aber daraus dann irgendwann einmal wieder Strukturen schaffen. Wenn Menschen aus einem Krieg, aus einer Diktatur kommen, dann wird alles, was mit Struktur zu tun hat, abgelehnt: Die Polizei ist dein Feind und Folterer, nicht dein Freund und Helfer! Mir wurde oft gesagt: »Du bist genauso wie Baschar al-Assad! Du willst uns vorschreiben, dass wir die Toiletten genau so bauen müssen. Nein, wir sind freie Menschen, wir bauen die Gruben, wie wir wollen.« Das waren Prozesse, in denen Anarchie, Freiheit und Chaos Strukturen hervorgebracht haben, die man begleiten musste. Das war ein schwieriges Spiel.

Wie müssen wir uns das Leben und den Alltag im Flüchtlingslager Zaatari vorstellen?

Die Menschen haben relativ schnell durch Eigeninitiative Läden eingerichtet. Sie waren beispielsweise sehr damit beschäftigt, aus den Zelten und später den Wohncontainern ihre eigenen Lebensräume zu schaffen. Oder auch Handel zu treiben. Es war der Versuch, sich ein normales Leben aufzubauen. Doch die Flüchtlinge mussten leider zu viel Zeit damit zubringen, an Verteilungspunkten irgendwelches Zeug einzusammeln. Das ist entwürdigend: Man steht sechs Stunden an, damit einem irgendjemand etwas gibt, das man so gar nicht haben will ...

Was haben Sie von den Menschen in Zaatari erwartet?

Ich möchte die Menschen dazu bringen, Dinge selbst herstellen zu können. Die Stadt Amsterdam hat beispielsweise angeboten, Fahrräder in Zaatari zu verteilen. Die Menschen im Lager fanden das gut – und sie waren schlau. Sie haben im Netz nach Fahrrädern gegoogelt und schon nach drei Tagen machte im Lager der erste Fahrradladen auf. Die ersten Fahrräder aus Amsterdam kamen aber erst nach anderthalb Jahren. Die Menschen haben also nicht darauf gewartet, dass ihnen jemand aus Europa Räder schickt, sondern sie haben das selbst organisiert. Sie haben sogar E-Bikes in Eigenproduktion gebastelt, für all die Menschen im Lager, die ihre Beine verloren hatten und Prothesen trugen. Not macht erfinderisch!

Worauf hoffen die Flüchtlinge in Zaatari?

Ich habe immer mehr Resignation seitens der Flüchtlinge bemerkt. Es gab eine Phase, in der mehr Kooperation, mehr Engagement spürbar war. Es wurde mehr in die eigenen Behausungen investiert – in dem Wissen, dass man wohl mehrere Jahre in Zaatari aushalten muss. Als ich 2014 die Leitung des Lagers aufgab, dachten viele, dass sie den Rest ihres Lebens in diesem Lager zubringen müssen.

Wie sieht Ihre Vision einer modernen Flüchtlingshilfe aus?

Wir müssen wegkommen von der Almosenmentalität und von dieser riesigen Hilfsmaschine, die mehr als zwei Drittel des wenigen zur Verfügung stehenden Geldes auffrisst. In Griechenland haben über Jahre dutzende Organisationen mit hunderten Mitarbeitern gearbeitet. Ich bin davon überzeugt, dass da im Monat 15 bis 20 Millionen Euro nur für Gehälter ausgegeben wurden, um – in Griechenland, sprich in Europa – Hilfe für 60.000 Flüchtlinge zu organisieren. Der totale Wahnsinn: eine Viertelmilliarde Euro im Jahr! Von diesem Geld hätte man mit einem System wie der Smartcard jedem Flüchtling eine angemessene Summe im Monat zahlen können, anstatt Almosen zu verteilen. Das hätte auch der griechischen Wirtschaft mehr geholfen.

Sie wollen Firmen mit Flüchtlingslagern und -projekten vernetzen, um so die Kapazitäten der Unternehmen besser zu nutzen. Ist das die Zukunft der humanitären Hilfe?

Es gibt für jedes Problem eine Technik, ein Management, eine finanzielle Lösung. Nehmen wir den Bürgermeister von Dohuk im Irak: Der hat anstatt 600 Tonnen Müll pro Tag jetzt 2.000 Tonnen Müll, weil er mit den Geflüchteten 700.000 Menschen mehr in seiner Stadt und Region hat. Wo kriegt der die richtige Technologie her, um diese Menge an Müll zu verarbeiten? Was ist das beste Wirtschaftsmodell dafür, welche Recyclingtechnik können wir dafür nutzen? Ich baue gerade eine Projektentwicklungsgesellschaft in München auf, mit Profis aus dem Bankwesen und der Wirtschaftsberatung. So begleite ich eine Geschäfts- oder Produktidee von Geflüchteten von der technischen Prüfung über das Management bis hin zur Anwendung.

Besteht da nicht die Gefahr, dass die Wirtschaft die Lage der Geflüchteten für ihre Zwecke nutzt, um günstig an Ideen und Arbeitskraft heranzukommen?

Wir leben in einer kapitalistischen Gesellschaft und der Kapitalismus als solcher hat über das vergangene Jahrhundert reinen Raubbau betrieben. Damit hat er sich ins eigene Fleisch geschnitten. Nehmen wir die erste industrielle Revolution, als die Kapitalisten gemerkt haben, dass ihnen die Arbeiter wegsterben: auf einmal gab es sozialen Wohnungsbau. Dann gab es Transportsysteme, mit denen die Arbeiter zur Arbeit kommen konnten. Erholungsheime wurden gebaut. Wir haben einige Beispiele, wo sich der Privatsektor reingehängt hat und dann auf einmal Probleme gelöst wurden – zum eigenen Vorteil, aber auch zum Vorteil für die Gesellschaft. Es gibt Minengesellschaften, die haben die Malaria in ihren Gebieten ausgemerzt, weil sie zu viele Arbeiter verloren. Ebola wurde erst dann wirksam bekämpft, als sich die Industrie eingeklinkt hat, weil sie befürchtete, dass ihr Afrika als Rohstofflieferant verloren gehen könnte. Plötzlich trafen Geld, Power und Know-how zusammen. Deshalb arbeite ich gern mit großen Firmen, die solches Know-how – und Geld – mitbringen. Natürlich kann und muss man die für ihr Verhalten auch kritisieren und Kontrollen einbauen.

Wie kann man einem Normalbürger vermitteln, was es heißt, als Flüchtling zu leben?

Ich habe sehr wenig Kontakt zu sogenannten Normalbürgern, leider. Wir leben oft in einer Blase unter Gleichgesinnten. Der sogenannte Normalbürger kommt gar nicht an die Informationen heran, die ich vermittele. Das Leben in der Blase der Gleichgesinnten führt zu einer Polarisierung. Die Gutgesinnten bestärken sich, die Wut- und Angstbürger bestärken sich. So kommt es zu keinerlei Dialog und vor allen Dingen zu einer Verrohung der Sprache im Umgang miteinander. Es kommt auch zunehmend zu Gewalt zwischen unterschiedlich Denkenden, denen die Toleranz verloren gegangen ist.

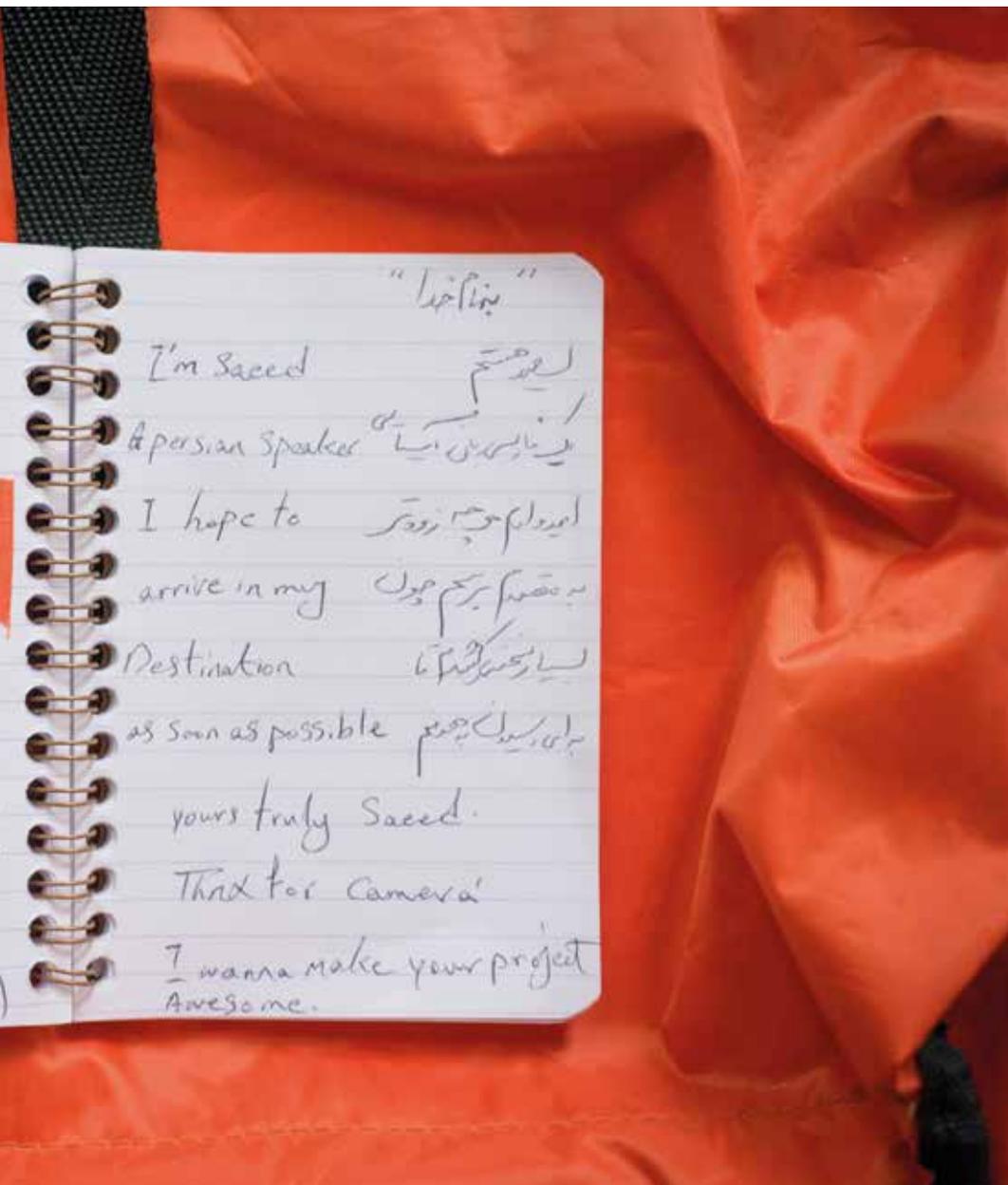
Ist die sogenannte Flüchtlingskrise ein Weckruf?

Ja, natürlich ist das ein Weckruf, und das ist wirklich sehr gut. Die Gesellschaft hat sich wieder politisiert, im Guten wie im Schlechten. Wir engagieren uns wieder in verschiedenen Formen. Insgesamt beschäftigen wir uns wieder mit uns selbst, mit unserer Gesellschaft.



Ereignisse wie der Angriff auf den Weihnachtsmarkt in Berlin oder die vieldiskutierte Kölner Silvesternacht helfen nicht dabei, dass Angst abgebaut wird. Was kann man tun, damit die verschiedenen Bevölkerungsgruppen nicht noch weiter auseinanderdriften?

Es wird wohl weiter zu terroristischen Anschlägen kommen. Das heißt für mich, es ist eine noch größere Anforderung an uns alle, Integration voranzutreiben und Perspektiven zu schaffen. Natürlich sollten wir die Menschen, die zu uns kommen, erfassen und registrieren. Aber wir müssen für diese Menschen auch so viele Perspektiven wie nur möglich schaffen! Die Frage, wer überhaupt Arbeit findet und wie schnell, ist ein wichtiges Thema. Die Flüchtlinge können gar nicht unseren Ausbildungsstandards genügen, weil sie 99 Prozent unserer Berufe gar nicht kennen. Ein Automechaniker aus Kabul wird keinen modernen BMW reparieren können – er muss das lernen. Deshalb wünsche ich mir viel mehr Investitionen dafür, dass Flüchtlinge in moderne Berufe kommen.



Kevin McElvaney, Saeed's Gedicht aus seinem Logbuch (aus der Serie #REFUGEECAMERAS), 2016

KILIAN KLEINSCHMIDT

arbeitete 25 Jahre lang in Krisenstaaten für das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR), zuletzt als Leiter des Flüchtlingslagers Zaatari an der syrisch-jordanischen Grenze mit 100.000 Flüchtlingen, 60.000 davon Kinder. Jetzt berät er die Politik zu den Themen Flucht und Migration. Er leitet die Beratungsfirma IPA switzboard (Innovation and Planning Agency), ist Vater von fünf Kindern und lebt in Thessaloniki.

Was braucht es, um solidarisch zu sein?

Wir dürfen nicht vergessen, dass die größte Solidarität für fliehende Menschen auf der Welt von armen Menschen gestemmt wird. Die meisten Flüchtlinge sind bei armen Menschen untergekommen. 2009 war ich gerade in Peshawar, als es die großen Kämpfe zwischen den Taliban und der pakistanischen Armee gab. Und auf einmal kommt da ein Tsunami aus Autos, Bussen und Lastwagen das Swat-Tal hinunter: Zweieinhalb Millionen Menschen verteilten sich innerhalb einer Woche auf Peshawar und das umliegende Gebiet. Innerhalb von zwei Wochen haben es die Leute dort geschafft, mehr als 500.000 Menschen in Lagern unterzubringen. Die restlichen zwei Millionen Menschen kamen nicht in Lagern, sondern bei der armen Bevölkerung unter. Es kommen deshalb so wenige Menschen zu uns, weil irgendwo auf der Welt viele arme Menschen unheimlich solidarisch sind. Wir sind hierzulande nicht in Gefahr.

KEVIN MCELVANEY

Im Dezember 2015 startete der Fotograf Kevin McElvaney das Projekt #RefugeeCameras. Er verschenkte Einwegkameras und frankierte Rückumschläge an Flüchtlinge auf Lesbos, in Athen und Idomeni. Drei Monate später erreichten ihn sieben von 15 Kameras. Von den anderen acht ging eine verloren, zwei wurden an der Grenze konfisziert, zwei weitere sind immer noch in Izmir, weil die Flüchtlinge nie die griechische Insel erreicht haben. Drei Menschen sind mit ihren Kameras bis heute verschollen.

FROM SPACE TO CALIFORNIA TO THE STREETS OF BERLIN

*Erprobt auf der Internationalen
Raumstation von Astronaut Alexander
Gerst und in Zukunft auf Berlins Straßen
im Einsatz: das »Nasstuch« für Menschen
ohne Wohnraum – eine Koproduktion
von Dr. Bronner's, dem Naturkosmetik-
Hersteller aus den USA, der Berliner
Mobilitätsberatung White Octopus und
KARUNA Sozialgenossenschaft.*



Was wie ein Werbeslogan klingt, ist auch einer – nur eben für Menschen ohne Obdach. Was auf der ISS Raumstation funktioniert, müsste doch erst recht auf der Erde klappen ...

Unter den Bedingungen der Schwerelosigkeit auf der Internationalen Raumstation hat man vieles ausprobiert, damit sich Kosmonauten wie Astronauten regelmäßig waschen können. Nichts aber war unter diesen schwierigen Umständen so praktisch wie das sogenannte Nasstuch – ein wiederverwendbares, feuchtes und schon mit Seife benetztes Handtuch, das in Frischhaltefolie aufbewahrt wird.

Zurück zur Erde: In Berlin leben tausende Menschen nicht in der Schwere- aber mit den Folgen von Wohnungslosigkeit. Sie können sich leider nicht so einfach unter eine Dusche stellen. Was aber wäre, wenn man die Erfahrungen aus dem Weltall für obdachlose Menschen nutzen könnte?

Um die Lebensbedingungen von Berlinerinnen und Berlinern ohne eigenen Wohnraum zu verbessern, hat sich Fatoş Topaç, Abgeordnete und Sprecherin der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen, für einen sogenannten »Duschbus« auf Berlins Straßen eingesetzt. Parallel dazu hatte eine Arbeitsgruppe der KARUNA Sozialgenossenschaft die Idee, »Deutschlands erste Buslinie für Obdachlose« ins Leben zu rufen. Die beiden Konzepte werden jetzt zu einem verschmolzen – und schon bald wird der »KARUNA-Bus« täglich wichtige Hilfseinrichtungen anfahren und miteinander verbinden. Und weil die Fahrt in diesem Bus natürlich nichts kosten wird, ist »schwarzfahren« hier sozusagen Pflicht.

Menschen ohne Dach über dem Kopf sind in der Regel nämlich auch in ihrer Mobilität stark eingeschränkt. Die künftige Buslinie ermöglicht also den leichteren Zugang zu Sozial- und Gesundheitsleistungen, die in Berlin an den verschiedensten, oft weit voneinander entfernt liegenden Orten zu finden sind.

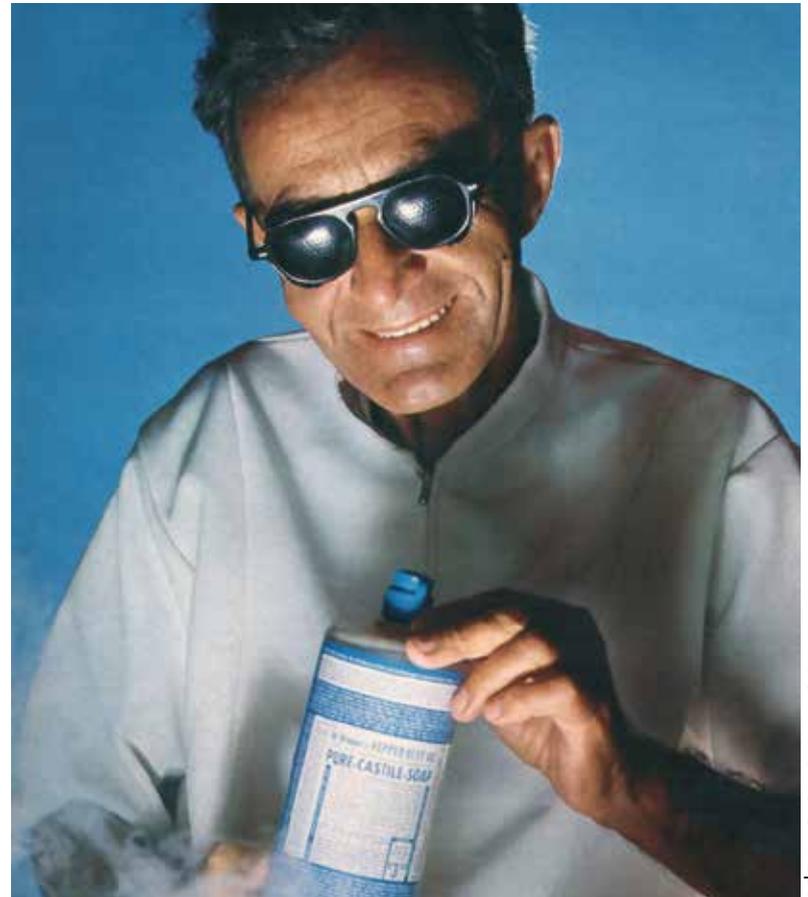


Foto: Dr. Bronner's Europe

Mit rund 20 Sitzplätzen, einem geschützten Bereich im Innenraum und vielen weiteren Funktionen wird der künftige KARUNA-Bus seine Fahrgäste umsorgen. Zugleich sind alle Berlinerinnen und Berliner eingeladen, ihren Mitmenschen ohne Wohnraum zu helfen: Gesucht werden Ärzte, Seelsorger, Friseure, Fußpfleger und überhaupt alle, die gerne für ein paar Stunden und an verschiedenen Tagen helfen können und möchten. Entsprechende Orte können dann in das Streckennetz integriert werden.

Ach ja: Duschen geht in diesem Bus leider nicht! Anders als in den USA, wo ein Duschbus an einen Hydranten angeschlossen und das Abwasser in die Kanalisation geleitet werden kann, ist dies in Deutschland leider nicht möglich. Und hier kommen nun endlich die Weltall-erprobten Nasstücher wieder ins Spiel: Derzeit arbeitet Dr. Bronner's an einer Lösung für den Berliner KARUNA-Bus, in dem es die pflegende Innovation für alle Bedürftigen kostenfrei geben soll. Und für alle anderen wird es das Produkt dann – in limitierter Auflage – auch zu kaufen geben.

DANKKE!

LINUS
ARUP
MOMO
SKIPPY @skippys_artlife
KNALLE
ILYA FOX @ilyafox
INGO KUCZ
LEA IRMISCH @karunafamily
PETRA ELTEN
AMY BINDING @independent_connectors
LUISE GIGGEL
GEREON UERZ
DR BRONNER'S
REX HOHLBEIN
SARAH STEILEN
MARIO PFEIFER @mario.pfeifer
BENJAMIN CARR
BLOCK PROJECT
MICHELBERGER
JOERG RICHERT @karunafamily
SOPHIE ROEDER @soffivanzimmlon
WHITE OCTOPUS
SANDRA GEHRER @independent_connectors
AXEL RUNGWALD @drbronnens
MARKUS SIEBERT
WERNER FRANKE
EVA SICHELSTICH
CORNELIA ZOLLER
AYLEEN MEISSNER
KEVIN MCELVANEY
PREUSSENQUELLE
JANA GERBERDING @janagerberding
FRIEDA BELLMANN @friedabellmann
NINA RAFTOPOULO @independent_connectors
HELMUT CLADDERS
CHRISTINE EMMING
ANDREAS DUELICK @freischwimmer59
CHRISTINA WERNER @christian_werner
CHRISTINE FANSLAU
CHRISTOPH NIEMANN
KILIAN KLEINSCHMIDT @kiliankleinschmidt
JENNIFER LAFRENIERE
LUTZ MUELLER-BOHLEN @lutzmuellerbohlen
INDEPENDENT CONNECTORS
CHRISTIAN KASPAR SCHWARM @independent_connectors

**SPAR
DIR
DEIN
MIT-
LEID**

www.karuna-kompass.de